

CHRISTOPH ELBERN

HAFEN MÖRDER

CARL-JAKOB MELCHER ERMITTELT

ROMAN

RL

CHRISTOPH ELBERN

HAFEN MÖRDER

CARL-JAKOB MELCHER ERMITTELT

ROMAN

RL



Über das Buch

In Hamburg werden kurz hintereinander mehrere Männer der Oberschicht ermordet und mit einem in die Stirn geritzten Zeichen markiert. Weil eines der Opfer an Cholera erkrankt war, wird der junge Bakteriologe Carl-Jakob Melcher vom Hamburger Tropeninstitut in die Ermittlungen seines Polizistenfreundes Martin Bucher einbezogen. Die Mordserie beunruhigt die Bürger der Stadt. Der Wahlkampf zur Bürgerschaft tut ein Übriges, um die Stimmung aufzuheizen. Konservative wollen mit allen Mitteln die erstarkenden Sozialdemokraten zurückdrängen.

Die Ermittlungen führen Carl-Jakob Melcher in die Unterwelt Hamburgs, die er nur von Ferne kennt. Er selbst lebt im Haus seines Onkels Heinrich Knudsen, eines reichen Reeders, der jedoch schwer erkrankt ist und nur noch einen letzten Willen hat: Er möchte ein neues Schiff für seine Reederei bauen lassen – die „Marianne“, benannt nach seiner verstorbenen Tochter. Carl-Jakob versucht seinem Onkel zur Seite zu stehen, so gut er kann, dabei muss er jedoch ein Geheimnis bewahren. Er hat sich Hals

über Kopf in Clara, ein Dienstmädchen im Hause Knudsen, verliebt. Beinahe jede Nacht schleicht er in ihre Kammer.

Dann aber, nachdem auch der Bankier seines Onkels ermordet wurde, überfällt Carl-Jakob eine dunkle Ahnung. Könnte ausgerechnet sein Onkel das nächste Opfer sein?

Über Christoph Elbern

Christoph Elbern, Jahrgang 1960, hat Germanistik und Anglistik studiert und lange als Journalist gearbeitet. Er war in leitenden Positionen bei verschiedenen Magazinen tätig – unter anderem „Prinz“ und „TV Movie“. Seit 2010 leitet er eine Agentur für Unternehmenskommunikation in Kassel. Unter dem Pseudonym Klaas Kroon hat er bereits zahlreiche Kriminalromane veröffentlicht. Er lebt in Hamburg.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Christoph Elbern

Hafenmörder

Carl-Jakob Melcher ermittelt

Roman

 aufbau digital

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Impressum

Wer von diesem Kriminalroman begeistert ist, liest auch ...

Kapitel 1

Ich will von Anfang an erzählen. Jetzt habe ich endlich genug Abstand zu den aufwühlenden Ereignissen im Sommer 1904, um ausführlich darüber berichten zu können. Es ist viel über die einzelnen Ereignisse geschrieben und erzählt worden, aber die ganze Geschichte in ihren Verwicklungen und Verwirrungen kann nur ich persönlich erzählen.

In dieser Geschichte, die mein Leben und das vieler anderer Menschen grundlegend verändert hat, geht es um Mord und Betrug, um Liebe und Verrat, um Krisen und Weltgeschehen. Wie in allen guten Geschichten, den erfundenen und den wahren gleichermaßen. Ich erzähle die Geschichte so, wie ich sie erlebt habe, mit allen Irrungen und Wirrungen und nicht aus der allwissenden Rückschau heraus. Nur so ist zu verstehen, warum ich mich in der ein oder anderen Situation so verhalten habe und nicht anders. Hinterher ist man ja immer klüger.

Von Anfang an zu erzählen heißt aber auch, zu wissen, wo der Anfang überhaupt ist. Fing diese Geschichte an, als ich an einem trüben Donnerstag im Januar 1904 ins Haus meines Onkels, des Reeders Wilhelm Knudsen, in Hamburg einzog? Oder fing sie im März an, als das erste Opfer einer Reihe grausamer Morde entdeckt wurde? Meine erste

Verwicklung in die Ereignisse datiert jedenfalls in einer verregneten Mainacht, als in einer dunklen Gasse nahe der Reeperbahn vor einem Hurenhaus ein honoriger Bürger der Stadt hinterrücks erstochen wurde.

Ich fange am besten mit mir an. Mein Name ist Carl-Jakob Melcher. Ich bin heute, zwei Jahre nach diesem denkwürdigen Sommer des Jahres 1904, neunundzwanzig Jahre alt. Ich stamme aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie. Mein Vater, über den ich zehn Jahre nach seinem Tod nichts Abwertendes sagen möchte, hat sich zu viel mit seinen Erfindungen beschäftigt und zu wenig mit dem Gewürzhandel, der eigentlich seine Profession war. So hinterließ er mir nach seinem frühen Freitod einen Stapel obskurer Patente, die sich nicht versilbern ließen, und eine, meine Gymnasiastenvorstellungen übersteigende Summe von Schulden. Meine genügsame und liebevolle Mutter, die aus einer Reederfamilie stammte, hatte eine nicht unerhebliche Mitgift in die Familie gebracht, die mein Vater innerhalb weniger Jahre gänzlich verspekulierte. Mutter starb ein paar Jahre vor meinem Vater bei der Hamburger Choleraepidemie. Ich wäre sicher auf der Straße gelandet oder als Leichtmatrose im Salpeterverkehr, wenn sich nicht mein Onkel Wilhelm Knudsen, der Bruder meiner Mutter, nach dem Tod meines Vaters meiner angenommen hätte. Er gab mir, dem damals neunzehnjährigen Waisenkind, eine

Familie und ermöglichte mir ein Studium. Ich werde ihm dafür, was auch immer man ihm sonst vorwerfen kann, bis an mein Lebensende dankbar sein.

Onkel Wilhelm hätte es gerne gesehen, wenn ich mich mit seinem Geschäft, dem Reedereiwesen, beschäftigt hätte. Er machte keinen Hehl daraus, dass er seinem Sohn, meinem fünf Jahre älteren Cousin Adolf, in Bezug auf seine Nachfolge nicht viel zutraute. Aber ich konnte mir nichts Langweiligeres vorstellen, als Bruttoregistertonnen zu disponieren, Routen auszuarbeiten und mir von meinem Kontor aus mit anderen großen Reedern Wettrennen über die Weltmeere zu liefern. Außerdem hatte ich den Ehrgeiz, mich nicht in das gemachte Bett der Reederei Knudsen zu legen, sondern mir selbst etwas aufzubauen.

Kurzzeitig hatte ich die Idee, Ingenieurwesen zu studieren, um den Patenten meines Vaters vielleicht doch noch zum Erfolg zu verhelfen. Aber dann setzte mir meine Tante Isolde Knudsen, die Frau des Reeders, den Floh ins Ohr, mit meinem Verstand etwas zu tun, was der Menschheit wirklich nützen würde. Sie beschwor mich, Arzt zu werden. Ich folgte nicht ganz ihrem Wunsch und entschied mich für die noch junge Wissenschaft der Bakteriologie. Meine arme Mutter war – nicht einmal vierzigjährig – 1892 an der Cholera gestorben und mit ihr über achttausend weitere Hamburger Bürger. Ich wollte

alles dafür tun, dass die Cholera und ähnliche Bedrohungen, ausgerottet würden.

So studierte ich ab dem Jahre 1899 am Hygiene-Institut der Königlichen Universität zu Greifswald bei Paul Uhlenhuth, der inzwischen zum Professor berufen worden war. Zu dieser Zeit etablierte in Hamburg der Arzt Bernhard Nocht das Tropeninstitut, wo man sich den Krankheitserregern widmete, die Soldaten, Seefahrer und Einwanderer aus aller Welt über unsere schönen Landungsbrücken so einschleppten. Nach Abschluss meines Studiums fand ich dort eine Stellung als Forschungsassistent und konnte in meine geliebte Heimatstadt Hamburg zurückkehren.

Aber genug über mich. Sprechen wir von dem ersten erbarmungswürdigen Opfer der Ereignisse, mit dem ich zu tun bekam.

Kapitel 2

Am Morgen des 17. Mai 1904 gegen vier Uhr, es war noch dunkel, verließ Joana Gilberto, eine fünfunddreißigjährige, aus Rio de Janeiro stammende Hure, ihren Arbeitsplatz in einer dunklen Sackgasse in der Nähe der Reeperbahn, um sich auf den Weg in ihre schäbige Einzimmerwohnung im Gängeviertel zu machen, die sie sich mit zwei anderen Liebesmädchen teilte, um dort ein paar Stunden zu schlafen. Wenige Meter vom Eingang des Hurenhauses entfernt, stolperte die leicht angetrunkene Joana über etwas, das am Boden lag. Als sie sich wieder gefangen hatte, blickte sie in das bleiche Antlitz eines alten Mannes, dessen kalte, weit aufgerissenen Augen sie anstarrten. Die Frau konnte nur noch schreien. Sie kreischte so laut und so ausgiebig, dass sie fast ohnmächtig wurde. Fenster und Türen der umliegenden Häuser waren im Nu erleuchtet und geöffnet, viele Anwohner liefen gleich auf die Straße, um zu sehen, was es so Kreischenswertes gab. Der herbeigerufene Schutzmann hatte seine liebe Not, die Gasse abzusperren, damit die Kriminalpolizei, die eine halbe Stunde später eintraf, den Toten noch unberührt vorfand.

Die Kriminalpolizei kam mit einem zweispännigen Landauer, der für solche Einsätze zur Verfügung stand. Auf

der Rückbank saßen Kommissar Arnold Manthey und Kriminalassistent Martin Bucher, der ein alter Schulfreund von mir ist. Martin verdanke ich zahlreiche Details dieser Geschichte und noch viel mehr, aber dazu später. Mit seiner Lebensgeschichte, die ihn auf Umwegen vom Theologiestudium in die Amtsstuben der Hamburger Polizeidirektion getrieben hatte, will ich hier jetzt nicht ablenken. Martin malte mir die Ereignisse dieser Nacht in düsteren Farben aus.

Als die Polizisten ihre Arbeit aufnahmen, wurde es langsam hell am Himmel über der Reeperbahn, aber das aufkommende Tageslicht drang noch nicht in die enge Gasse. Beleuchtet wurde die Szenerie vom Licht der Wohnungen und einem Karbitscheinwerfer, den die Wachtmeister eilig herbeigeschafft und neben dem Toten aufgestellt hatten.

Die beiden Kriminalpolizisten zwängten sich durch die sensationsgierige Menge. Viele Menschen waren schon in den Kleidern, mit denen sie zur Arbeit im Hafen, in den Kontoren und Geschäften oder auf der Baustelle der Speicherstadt gehen würden. Andere waren nur in Morgenrock und Pantoffeln. Auf der anderen Seite des von den Wachtmeistern mit Holzböcken abgesperrten Bereiches der Gasse stand eine Handvoll Huren aus dem Hurenhaus. Sie hatten es nicht für nötig befunden, ihre aufreizende Dienstkleidung in irgendeiner Weise zu

bedecken. Wenn es etwas zu gucken gab, konnte man auf Etikette und Anstand gerne verzichten.

Der Tote lag auf dem Rücken, die Beine unnatürlich verdreht. Die Augen waren immer noch geöffnet. Kommissar Manthey, ein ernster, drahtiger Mann Ende vierzig mit buschigem Backenbart, schloss sie mit einer routinierten Bewegung. Das Gesicht des Mannes war bleich, an der linken Wange war ein dünner Streifen angetrocknetes Blut. Und auf der Stirn prangte dieses Zeichen, das Manthey und Martin nicht zum ersten Mal sahen. Wie einem Opfer zwei Monate zuvor hatte der Täter auch diesem Toten ein Zeichen in die Stirn geritzt. Zwei Querstriche, zwei oder drei Längsstriche. Eine römische Zwei oder Drei. Vielleicht auch die Zahl Pi. Oder das Symbol des Sternbildes Zwilling. In der Polizeidirektion kursierten schon beim ersten Auftauchen zahlreiche Spekulationen über dieses Zeichen. Das würde jetzt noch weiter ins Kraut schießen.

Der Kommissar wollte vom Schutzmann wissen, ob der Tote schon so gelegen habe, als er an den Ort des Geschehens kam. Der Schutzmann bejahte dies und beteuerte, den Toten nicht angerührt zu haben.

Der Kommissar hockte sich vor die Leiche und betrachtete aus nächster Nähe den Oberkörper. Er öffnete vorsichtig die Weste des Toten und inspizierte das blütenweiße Hemd aus feinstem Damast und schüttelte den

Kopf. Dann gab er Martin ein Zeichen, ihm beim Umdrehen der Leiche behilflich zu sein. Der Kommissar fasste unter die Achseln, Martin griff beide Unterschenkel, und mit Schwung wurde der vielleicht neunzig Kilo schwere Mann herumgedreht. Nun war zu erkennen, wonach der Kommissar gesucht hatte: Am Rücken, vielleicht eine Handbreit links von der Wirbelsäule auf Höhe des Herzens, war ein kleines, leicht ausgefranztes Loch, eher ein Schlitz im dunklen Stoff des Mantels zu sehen. Manthey legte sanft den Finger darauf, als wollte er den Schlitz verschließen.

Ein Messerstich, bemerkte Martin Bucher, und sein Chef Manthey ergänzte, dass es sich um ein sehr langes, schmales Messer handeln müsse, das der Täter mit chirurgischer Präzision dort angesetzt hatte, wo es das Herz und vielleicht auch noch die Lunge durchstechen und tödlichen Schaden anrichten würde.

Als Nächstes befragte mein Freund Bucher ein paar Anwohner und Passanten, die aber alle nichts gesehen und nichts gehört hatten. Kein Kampf, keine Hilferufe, keine Schmerzensschreie. Nur den Schrei der entsetzten Hure Joana Gilberto, die schließlich als einzige wirkliche Zeugin vernommen wurde. Die Prostituierte, die nach eigenen Angaben seit fünf Jahren in Hamburg ihrer Profession nachging, sprach nur sehr schlecht Deutsch. In ihrem Gewerbe gehören Fremdsprachen nicht zu den besonders geforderten Fähigkeiten. Aus der Menge der Schaulustigen

wurde ein Portugiese rekrutiert – in Hamburg ist immer und überall ein Portugiese in der Nähe –, der den Bericht der Hure übersetzte. Die Frau, die mein Freund Martin als außergewöhnlich dick und ordinär beschrieb, war nicht sicher, ob sie den Toten kannte, aber eine ihrer umstehenden Kolleginnen wusste mehr. Der Mann war ein oder zwei Stunden zuvor im Hurenhaus gewesen und hatte es allein, betrunken, aber sehr lebendig verlassen.

Die Identität des Mannes ließ sich nicht so leicht feststellen, da er weder Papiere noch sonstige Wertsachen am Körper trug. Die Kriminalpolizisten schlossen daraus, dass er ausgeraubt worden war, schließlich hatte er im Hurenhaus noch bezahlt. Auch beim ersten Opfer hatte alles auf Raubmord hingedeutet.

Der Tote war wohlgenährt, hatte eine, von den Merkmalen des Todes einmal abgesehen, gesunde Haut und trug feinste, maßgefertigte Kleidung. Es fehlte der obligatorische Hut. Zu seinem Stil würde ein nicht zu hoher Zylinder passen. Hatte der Mörder diesen Hut auch mitgenommen? Die drängendste Frage, die sich Kommissar Manthey in den frühen Morgenstunden in dieser Gasse stellte, war aber: Was tat ein Mann seines Standes in einem gewöhnlichen Hurenhaus auf St. Pauli? Gab es für Herren, die es sich leisten konnten, nicht viel exquisites Gelegenheiten? Ich kenne mich da nicht so aus, da ich die Dienste von Huren nur zwei- oder dreimal im Hafen von

Greifswald in Anspruch genommen habe und dabei mehr Ekel als Vergnügen empfand. Aber auch mein Freund Martin meinte, dass es nur einen Grund geben konnte, der den Mann in so eine finstere Kaschemme trieb: Er war nicht nur verheiratet, was sicher auf so gut wie alle Kunden des ältesten Gewerbes zutraf, sondern auch eine bekannte Persönlichkeit in der Stadt. Er wollte nicht riskieren, von seinesgleichen gesehen zu werden.

Ohne sich wirklich viel davon zu versprechen, ließ Kommissar Manthey die sieben noch im Hurenhaus und davor befindlichen Huren auf die Polizeidirektion schaffen. Die Frauen protestierten heftig, mussten sich aber fügen. Es war wenig wahrscheinlich, dass eine von ihnen den Mord begangen hatte. Denkbar war eher, dass eine der Huren einem befreundeten Ganoven einen Tipp gegeben hatte, dass bei diesem Kunden etwas zu holen war. Der Räuber hatte dann auf den Mann gewartet und die schändliche Tat begangen. Es war allerdings ungewöhnlich, so wusste man bei der Hamburger Polizei aus Erfahrung, dass ein Räuber sein Opfer so kaltblütig hinterrücks ermordete. Gewöhnliche Räuber schlugen in den dunklen Gassen ihre Opfer nieder oder verprügelten sie. Und, nur wenn es schlecht lief, überlebten die Opfer das nicht. Zudem signierten gewöhnliche Räuber ihre Opfer nicht mit geheimnisvollen Zeichen.

Noch eine offene Frage war: Wo war die Kutsche oder sogar das Automobil des Mannes? Wo war sein Fahrer oder Kutscher? Ein feiner Herr tritt mitten in der Nacht nicht zu Fuß den Heimweg an. Eine Befragung der Droschkenkutscher vom Spielbudenplatz, die von Schutz Männern in den folgenden Stunden durchgeführt wurde, brachte keine neuen Erkenntnisse. Einer der Kutscher behauptete, zur fraglichen Zeit einen buckligen Mann gesehen zu haben, der schnellen Schrittes über den Spielbudenplatz Richtung Elbe unterwegs war. Ein anderer bestätigte dies, meinte aber, dass es sich um einen großen Hund gehandelt habe. Es half nicht, es war zu dunkel gewesen für nützliche Beobachtungen.

Die Identität des Toten wurde wenige Stunden nach seinem Auffinden bei der Leichenschau im Hafenkrankenhaus recht einfach festgestellt, womit auch die Frage beantwortet wurde, ob es sich bei dem Opfer um eine bekannte Persönlichkeit handelte.

Dr. Gerold Trestow, der Leichenbeschauer, erkannte in dem Toten auf Anhieb den Kaufmann Walter von Grimm. Der mit dem Handel von Teppichen und Seide reich gewordene Bürger war ein paar Jahre Mitglied in der Hamburger Bürgerschaft gewesen und auch immer mal wieder als Senator im Gespräch. Von Grimm lebte verwitwet in einem schönen Haus in Blankenese. Dr. Trestow hatte den Händler vor Jahren als Schiffsarzt auf

einer Reise nach Shanghai begleitet. Unterwegs im Hafen von Bangkok hatte er bei dem hohen Herrn den Biss einer exotischen Spinne versorgt. Der Leichenbeschauer machte sich über Kommissar Manthey und meinen Freund Martin lustig, dass sie den wichtigen Mann nicht erkannt hatten.

Eine Beobachtung des Leichenbeschauers sorgte jedoch für wenig Heiterkeit und brachte schließlich mich ins Spiel. Beim Entkleiden der Leiche fiel sofort auf, dass das Opfer sich vor seinem Tod eingekotet hatte. Es ist nicht ungewöhnlich, dass im Todeskampf der Schließmuskel versagt. Der Leichenbeschauer ist daran gewöhnt, auch an den damit verbundenen bestialischen Gestank.

Besorgniserregend waren die Konsistenz des Stuhls – weich, fast wässrig – und die mit bloßem Auge kaum erkennbaren weißen Flocken in der ansonsten hellbraunen Brühe, die in den Unterhosen des Kaufmanns klebte. Jeder Mediziner, der in Hamburg auch nur den Hauch von Erfahrung hatte, wusste, was das bedeutete.

Kapitel 3

Als mich mein alter Schulfreund Martin Bucher am selben Tag noch an meinem Arbeitsplatz im Tropeninstitut aufsuchte, war ich zunächst erfreut und schleuderte ihm nicht ganz ernst gemeinte Vorwürfe entgegen. Während meines Studiums hatte ich nur selten meinen Onkel und meine Tante in Hamburg besucht und war immer nur wenige Tage geblieben. Martin hatte ich seit drei oder vier Jahren nicht gesehen. Wir pflegten aber einen regen Briefverkehr.

»Schön, dass der Herr Oberkriminalrat endlich mal die Zeit findet, mir die Ehre seines Besuches zu erweisen«, rief ich und umarmte ihn. Er hatte sich etwas verändert. Er war immer noch fast einen Kopf kleiner als ich, hatte jedoch ein wenig zugenommen, ohne dass ich ihn dick nennen würde. Seine Haare waren noch etwas lichter geworden, dafür hatte sein Bart an Format gewonnen. Er trug ihn jetzt als Ziegenbart mit gezwirbeltem Schnauzer. Etwas geckenhaft, wie ich fand, aber da ich die letzten Jahre im verschlafenen Greifswald verbracht hatte, war mein Modegeschmack sowieso nicht auf dem neuesten Stand.

»Wann habe ich dir geschrieben, dass ich wieder nach Hamburg komme?«, fragte ich ihn etwas aufgeregt. »Im Dezember? Seit wann bin ich hier? Seit Januar? Und jetzt

haben wir Mai. Wenn ihr bei der Polizei in allem so schnell seid, dann ...«

In meinem Redeschwall merkte ich erst spät, wie nervös und angespannt Martin wirkte.

»Du, Zee-Jott«, sagte er und so hörte ich meinen Gymnasiasten-Spitznamen Zee-Jott, Abkürzung für Carl-Jakob, zum ersten Mal seit Jahren wieder, »ich habe einen Toten dabei, den du dir unbedingt ansehen musst.«

Er führte mich auf den Hof. Auf einem Pferdekarren lag ein menschengroßes Paket. Sie hatten den Toten in dickes Wachstuch eingeschlagen und mit Seilen verschnürt. Nachdem Helfer den Körper in einen Untersuchungsraum geschafft hatten und ich mit dem großen Bündel und Martin allein war, gab ich dem Freund Handschuhe und eine Atemmaske und legte auch selbst eine an. Im Tropeninstitut ist so ziemlich alles, was an Lebendem oder Totem auf die Untersuchungstische gelangt, auf irgendeine Weise ansteckend. Mit vereinten Kräften wickelten wir das schwere Paket behutsam aus.

Der Mann hatte noch seinen dunklen Anzug an, aber die Hose war heruntergezogen. Die lange Unterhose klebte am Körper. Es stank grauenerregend. Martin wandte sich ab. Ich nahm ein mittelgroßes Skalpell und einen gläsernen Objektträger und kratzte etwas von der angetrockneten, hellbraunen Substanz ab. Umgehend führte ich mit der Probe ein paar Tests durch, die bei uns inzwischen

Standard waren, und betrachtete das Material unter dem Mikroskop. Martin saß währenddessen auf einem Stuhl in der Ecke und beobachtete mich schweigend. So kannte ich ihn gar nicht.

Knapp zehn Minuten später drehte ich mich auf meinem Stuhl zu ihm herum und nickte. Der unausgesprochene Verdacht hatte sich bestätigt. Ich traute mich nicht, die Diagnose laut auszusprechen, und auch Martin sagte nur fast lautlos: »Cholera!«

Wir beide wussten, dass dieses Wort zu laut und an der falschen Stelle ausgesprochen, die Stadt in Angststarre versetzen konnte. Viele Hamburger hatten beim letzten großen Ausbruch vor zwölf Jahren einen Angehörigen verloren, so wie ich meine Mutter. Jeder erinnert sich an das Geklapper der Holzkarren in den Straßen. Erst kamen sie, um die Toten zu holen, und dann, um mit Chlorkalk die Umgebung zu desinfizieren. Ich habe heute noch den beißenden Geschmack auf der Zunge, wenn ich daran denke. Eigentlich waren wir stolz darauf, den Kampf gegen den Erreger gewonnen zu haben, was nicht zuletzt meinem Chef Bernhard Nocht zu verdanken war. Und jetzt sollte alles wieder von vorne beginnen?

»Wo war der Mann vor seinem Tod?«, fragte ich Martin. Wir mussten nun überlegt handeln. Vor allem musste ich meinen Chef informieren.

»In einem Hurenhaus«, sagte Martin und sprang auf.
»Ein paar der Huren sind noch bei uns auf der Wache.«
»Gut. Ich bespreche mit Nocht, was sonst noch zu tun ist.
Er hat auch ein Telefon. Du kannst in der Wache anrufen,
dass sie die Frauen dort behalten.«

Die Cholera wird durch mangelnde Hygiene und verunreinigtes Wasser begünstigt, übertragen wird sie aber hauptsächlich von Mensch zu Mensch, also durch Berührung oder Austausch von Körperflüssigkeiten. In einem Bordell trifft der Erreger also auf ideale Bedingungen.

Es stand mir als kleinem Forschungsassistenten nicht zu, an der Vorzimmerdame vorbei in das Arbeitszimmer von Direktor Nocht zu stürmen. Ich tat es trotzdem, mit Martin in meinem Kielwasser, und nachdem ich mein Anliegen nach Luft schnappend vorgebracht hatte, war meine Respektlosigkeit unwichtig geworden. Nocht sprang auf und rief Kommandos. Wie ein Admiral auf der Brücke eines Kreuzers führte er uns in die nun unausweichliche Schlacht. Nocht war ein kleiner, etwas untersetzter Mann, aber das tat seiner natürlichen Autorität keinen Abbruch.

Ein Laborassistent wurde beauftragt, den Toten und seine Exkremente weiter zu untersuchen. Für die Gefährlichkeit einer Infektion war entscheidend, wie hoch die Dichte des Bakteriums *Vibrio cholerae* bei der infizierten Person war.

Mich schickte Nocht zur Polizeidirektion, wo ich die Prostituierten unter einem Vorwand untersuchen sollte.

»Sagen Sie denen«, rief er mir hinterher, »dass es jetzt Vorschrift sei, Damen ihrer Profession auf Geschlechtskrankheiten zu untersuchen. Syphilis und so. Ihnen fällt schon was ein.«

Auch Martin wurde von Nocht kommandiert. Er sollte dafür sorgen, dass das Hurenhaus sofort geschlossen werde. Ein Mord vor der Tür musste als Grund dafür ja wohl reichen. Dann sollte es umfassend desinfiziert werden.

»Und stellen Sie umgehend fest, wo dieser Mann war, bevor er zu den Huren gegangen ist«, rief er Martin hinterher. Die Jagd nach dem Mörder des Kaufmanns von Grimm musste warten.

Meine Aufgabe, die Huren auf der Polizeiwache zu untersuchen, war besonders schwierig. Das wusste natürlich auch mein Vorgesetzter. Die Cholera hat eine Inkubationszeit von drei bis fünf Tagen. Wenn Walter von Grimm eine oder mehrere der Frauen angesteckt hatte, dann war das noch gar nicht feststellbar. Ich musste sie also nicht nur untersuchen, sondern vor allem ihre Namen notieren und sie am besten irgendwie isolieren. Wie sollte ich das bewerkstelligen?

Die Antwort auf diese Frage hatte Martin, als ich ihn eine Stunde später in der Polizeidirektion traf. Das Bordell hatte

er in der Zwischenzeit geschlossen und die drei Frauen, die gerade arglos ihren Dienst angetreten hatten, gleich mitgenommen.

»Ganz einfach«, sagte er und strahlte mich an. »Wir buchten sie ein. Besser kann man sie nicht isolieren.«

»Und wofür willst du sie verhaften? Sie haben den Mann nicht umgebracht.«

»Zee-Jott, du denkst wie ein Wissenschaftler. Ich denke wie ein Bulle. Prostitution ist im Deutschen Reich sittenwidrig. Seit 1901 sogar offiziell verboten. Ich tue also nur meine Pflicht und ziehe diese verkommenen Subjekte aus dem Verkehr.«

»Wenn das so ist, müsstest du noch ein paar hundert Frauen mehr überall in der Stadt verhaften. Das weißt du schon?«

»Ja, aber das werde ich mit den Huren hier nicht diskutieren. – Wie geht es dann weiter, wenn ich die Damen für dich in unseren komfortablen Suiten isoliert habe?«, fragte Martin.

»In frühestens drei Tagen treten Symptome auf«, erklärte ich. »Erbrechen, Durchfall. Wenn das der Fall sein sollte, bringen wir sie sofort zu uns ins Institut. Dort können wir ihnen helfen. – Haben sie in euren Suiten eine Toilette?«

»Na ja, eher einen Eimer.«

»Wunderbar. Der muss häufig geleert werden und den Inhalt bringt ihr dann immer schnell ins Institut. In einem

gut verschlossenen Behälter.«

Martin verzog angeekelt das Gesicht.

»Und passt auf, dass eure Wärter keinen direkten Kontakt mit den Frauen haben. Schiebt ihnen das Essen durch die Tür. Und reichlich frisches Wasser brauchen sie gegen die Dehydrierung.«

Ich wurde noch Zeuge, wie der Tross von neun leicht bekleideten Frauen, einige gehüllt in Wolldecken der Polizei, unter Geschrei und Gefluce in den Zellentrakt der Polizeidirektion geführt wurde. Keines der Worte möchte ich hier wiedergeben.

Inzwischen hatte Arnold Manthey, Martins Chef, ermitteln lassen, wo sich Walter von Grimm vor dem Besuch im Bordell aufgehalten hatte. In von Grimms Kontor in der Speicherstadt war zu erfahren, dass er unmittelbar von einer Geschäftsreise aus St. Petersburg nach Hamburg zurückgekehrt war. Gereist war er in einer der Gästekabinen eines russischen Viermasters, der noch im Hafen lag und entladen wurde. Man hatte mit dem Löschen der Ladung gerade erst begonnen. Das war von Vorteil, erklärte mir Arnold Manthey, weil so noch alle Matrosen an Bord waren. Wenn sie erst Landgang hatten, würde es Stunden dauern, sie einzusammeln. In der Zeit konnten sie, so sie dann infiziert waren, schlimmen Schaden anrichten.

Wir beschlossen, dass Martin und ich auf das Schiff mit dem Namen »St. Petersburg« gingen. Martin als

Staatsmacht und ich als Bakteriologe. Wir würden die Besatzung von schätzungsweise 25 Mann mit Stuhlabstrich untersuchen müssen. Noch wichtiger war, die Männer an Bord zu behalten und das Schiff nach Möglichkeit nach dem Entladen sofort wieder die Elbe hinunterzuschicken. Zur Verständigung hatten wir einen Dolmetscher dabei.

Wir gingen mit zitternden Knien an Bord der »St. Petersburg«. Das Zarenreich hatte den Kampf gegen die Cholera noch nicht gewonnen, so dass wir auf alles gefasst sein mussten.

Kapitel 4

Knapp vierundzwanzig Stunden nachdem wir die »St. Petersburg« betreten hatten, wurden wir von einem Lotsenboot auf der Höhe von Wedel wieder abgeholt und zu den Landungsbrücken gebracht. Wir waren erschöpft, aber zufrieden. Der Kapitän, ein Mann namens Alexej Kerenski, erwies sich als kooperativ und freundlich. Er sprach sogar etwas Deutsch. Er stellte nicht viele Fragen. Als erfahrener Seemann hatte er schon häufig Seuchenkontrollen an Bord erlebt.

Er schilderte uns, dass sein Gast von Grimm, der eine der beiden luxuriösen Gästekabinen auf dem Schiff bewohnt hatte, schon an Bord nicht besonders gesund ausgesehen habe. Das konnte aber auch an dem schweren Wetter auf der Ostsee gelegen haben. Von Grimm habe die Kabine kaum verlassen. Daran hatte er gut getan, dachte ich, denn die Mannschaft war ohne Symptome. Die Russen waren alle bei bester Gesundheit und wenig begeistert davon, dass ich ihnen auf den Abort folgte und Proben ihrer Hinterlassenschaften nahm. Noch weniger angetan waren sie von der Tatsache, dass es nach dem Löschen der Ladung gleich zurück in die Heimat ging. Zu gerne wären die Männer noch ein paar Stunden durch Hamburg